

EINLEITUNG.

ÜBER DAS WESEN DER MÄRCHEN.

Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm.
Erster Band. Mit zwei Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Berlin 1819. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 12. S. XXI—LIV.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt ¹⁾. Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Überraschendes, selbst das Übersinnliche geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande Gemeinsames.

| *) Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, dass viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und

¹⁾ Hausmärlein bei Rollenhagen; Abendmärlein, s. Oberlin v. Velzen und das Gedicht von dem Häselin V. 7. — Rockenmärlein bei Aventin baierische Chronik 169 a. 406 a.

*) [Die Seiten XXII—XXIV dieser Einleitung sind aus der Vorrede des ersten Bandes der ersten Auflage S. IX—XIII, s. oben S. 322—324, herübergenommen; da sie jedoch abgeändert sind, sollte hier der Zusammenhang nicht durch ihre Auslassung unterbrochen werden.]

müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter lässt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben¹⁾, aber Gott sendet seine Hülfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiss den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkälbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiss einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet. Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen

¹⁾ Dieses Verhältnis kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpresst, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grabe das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingeht und sie pflegt und das kleine trinkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die *Viola tricolor* heisst Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in Dunkelviolett trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Grössten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenem Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer, oder in glühenden Eisenschuhen muss es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergiebt sich noch eine tiefere Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an und währt in der Freude fort, und darum reden beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöset, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber

es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen. | ¹⁾

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingehet, wenn er sich manchmal auch nur leise äussert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muss. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Else, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntnis gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heissen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch lässt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreißen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervorwachsen, und die doch Gestalt, Blüthe und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingehet und ihre Wellen auf und ab treibt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluss unbefriedigend, weil das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewusst ist; alles Epische steht in einem

¹⁾ „Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Goethes Leben III, 350.

sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

BEDEUTUNG ALS ÜBERLIEFERUNG.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloss als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiss niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Überlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es un widersprechlich, dass sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Äussern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, dass sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müssten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden sein. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloss in den verschiedensten Gegenden, wo Deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter bei den wälschen und selbst bei den slavischen Völkern in verschiedenen, nähern und entferntern Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Übereinstimmung mit den serbischen Märchen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, dass die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbien könnten dahin verpflanzt sein, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Übereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche

ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen ist. Nicht anders als dort deutet dieses Verhältnis auf eine den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnisreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein blosses Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es lässt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und Bewusstsein haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Überlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äussert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Überhand gewinnt, desto mehr wird das Bedeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, dass hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wem die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiss, dass sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfasst werden konnten¹⁾.

¹⁾ Wie gleicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Widerschein von unserm Siegfried zu zeigen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kästchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagnis mit dem Haupt der Gorgo, wie Sieg-

SPUREN HEIDNISCHEN GLAUBENS.

Die beständige Umwandlung hat natürlich viel Neues beigemischt, auf der andern Seite musste der zu Grund liegende alte Glaube, eben weil er fremd und unverständlich ward, allmählich verschwinden, gleichsam abdorren. Der poetische Trieb bildete daraus etwas sinnlich Verständliches und Ansprechendes, aus welchem aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, fast wider Willen hervor leuchtete, oder um es bildlich auszudrücken: das Sonnenauge des Geistes wurde auf den farbigen Pfauenspiegel der Dichtung vertheilt. Dennoch lässt sich schon im voraus vermuthen, dass, was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und ist es hier leichter, etwas mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, als mit Gewissheit darzutun, so zeigt doch die nähere Betrachtung noch kenntliche Spuren der frühesten Zeit. Freilich auch nur einzelne, da das zwischengewachsene epische Grün längst den Zusammenhang verdeckt oder zerstört hat.

Schon die Belebung der ganzen Natur kann man als eine fortdauernde Überlieferung aus jener Zeit betrachten ¹⁾. Uns ist diese Ansicht nicht befremdend, da wir wissen, dass das Heidenthum überall davon ausgegangen (*Juppiter est quocunque vides, quocunque moveris* drückt sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiss sein, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei, und wenn sie zu den Be-

fried mit *Fafnèr*. Er bedarf dazu den unsichtbaren Helm des *Aïdes*, welcher dem nordischen *Agirshelm* und der *Nebelkappe*, und die demantne Sichel des *Hermes*, welche *Siegfrieds Balmungen* entspricht. Die Wirkungen des *Medusenheads* lassen sich jenen des *Hornleibs* vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Äpfel, welche *Perseus* in dem Garten des *Atlas* bricht, sind die Schätze des *Horts*, die *Siegfried* sich erwirbt. *Andromeda* aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als *Chriemhilde*, durch *Siegfried* von dem *Drachenstein* erlöst. So unendlich ist die Wiedergeburt lebendiger Ideen.

* ¹⁾ In der deutschen und nordischen Sprache ist sie merkwürdig ausgedrückt in dem Wort *Wicht*, *Vättur*, welches erstlich jedes Wesen, die Natur, alles Erschaffene; sodann einen Geist, das Göttliche; endlich auch: kein Ding, nichts bezeichnet.

drängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (quorum opibus aperte iuvantur. Caesar de B. G. 10), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (iuniperus) ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Ästen, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden, aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluss geworfene Kind oder die weisse Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluss ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit goldenen Äpfeln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht und folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine springt (wie heiliges Wasser in der Edda von den Bergen herabrinnt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil sie sonst verwandelt würden. — Weiter reicht schon die höhere Natur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Fallada spricht (wie Mimers Haupt) nach dem Tode noch zu seiner Gebieterin. Die Raben weissagen, sie wissen, gleich Odins Raben Huginn und Muninn (d. h. die mit Verstand und Gedächtnis begabten), was in der Welt geschieht. Überhaupt aber werden häufig die Vögel als Geister betrachtet. Die Tauben kommen und lesen dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche, hacken aber den bösen Schwestern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gottlosen Stiefmutter einen Mühlstein auf

den Kopf. Wer das Herz, die Leber, eines Vogels isst, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der ältesten Spuren der heidnisch-symbolischen Vermischung des Thierischen und Menschlichen sind die Schwanenjungfrauen, welche hier ganz in der Gestalt und Art vorkommen, wie sie von dem altdeddischen Wölundslid und den Nibelungen dargestellt werden ¹⁾).

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Übergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Baldur die ganze Natur, nicht bloss Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch Schwarz und Weiss, Licht und Finsternis ausgedrückt. Die guten, Hülfe bringenden Geister sind fast immer weisse Vögel und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weissen Alfen der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltbestrahler ²⁾ der weisse Ase ausdrücklich heisst und Balder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiss wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die

¹⁾ Eine Stelle des Gregor von Tours hist. Franc. II, 10 verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eisque sacrificia delibare consueti.

²⁾ Vergl. gloss. edd. I, 553.

Edda Söhne des Tags (Dags-synir, megir) und die Tochter der Nacht (Sigurdrias Lied No. 4 und grönländische Atlislieder No. 61) und der eddische Name Dagr, welcher an unserm Dagobert, Tagglänzend, noch verstärkt erscheint, mag auf gleicher Idee beruhen. In jenem Schlosse ist alles schwarz und die drei schlafenden (zum Tod erstarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung zur Erlösung, denn der Zauber ist eine schwarze Kunst, nur erst ein wenig Weiss (Leben) im Antlitz. Eine andere kehrt stufenweis zu der Farbe des Lichts zurück, am ersten Tage werden die Füsse, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten endlich auch das Gesicht wieder rein und weiss, und dann erst ist die finstere Macht ganz bezwungen. Der Königssohn, der bei Tag schläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht unglücklich werden soll, kein Lichtstrahl berühren darf, ist gleichfalls ein schwarzer Alfe; auch diese flohen das Licht und wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne: der Jammer, die Klage der Alfen heisst (gräti álfa. Hamdismal Str. 1). Auch das Märchen von der Gänsemagd und der schwarzen und weissen Braut gehört hierher; es ist eigentlich die alte Mythe von der wahren und falschen Bertha. Schon dieser Name sagt die Glänzende aus, sie kämmt darum ihre goldstrahlenden Haare, weil sie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung sich bloss in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine strahlende Sonne¹⁾, eine leuchtende Lichtelfin oder was dasselbe: eine weisse Schwanenjungfrau ist. Eine solche scheint auch ursprünglich Schneeweissen gewesen zu sein, das selbst im Tode noch weiss und schön bleibt und von den guten (weissen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordischen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muspelheim) und die andere der Nacht und Finsternis (Nifelheim), erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böse bestraft; er kommt herab auf die Erde und besucht den Reichen und

¹⁾ Sonnenglänzende, solbiört, heisst die Wahlküre Sigrun im zweiten Helgelied Str. 44.

Armen, jenen findet er verdorben, diesen fromm und nach seinen Gesetzen lebend. Er vertheilt darnach seine Gaben, die jenem zum Verderben, diesem zum Heil ausschlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer bösen Schwester, jener gewährt er die himmlische Schönheit, diese straft er mit Hässlichkeit. Eigenthümlich ist der Gegensatz ausgedrückt, wenn der Teufel als ein Gegengewaltiger sein eigenes Gethier sich erschafft, seine Geise aber alle fruchtbare Bäume benagen, die edlen Reben schädigen und die zarten Pflanzen verderben, so dass sie der Herr von seinen Wölfen muss zerreißen lassen. Er ist der Schwarze, der nordische Surtur, der gegen die lichtstrahlenden, milden Götter (in suasu god) streitet (s. Vafthrudnismál 17. 18).

Überhaupt die Weise, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht selten einen ganz heidnischen Anstrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menschengestalt und wird scheinbar getäuscht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an und will sich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die Hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der in einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Jöten, den das kleine aber edlere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymer (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Nattern geworfen zu werden erinnert nicht bloss an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Náströnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist nach der Edda mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Lokes, des bösen Geistes, Antlitz eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfe.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit dringt, den lässt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr sein. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wünscheldinge, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, dass Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titulr Str. 4751 steht die merkwürdige Stelle: „wande sich der gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten¹⁾.“ Die weisse, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fafner), womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr isst, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird²⁾, die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels ist wieder nichts anders, als jenes Schlangengericht, und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewusst in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die

¹⁾ Es verdient angemerkt zu werden, dass Valhau (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Atlaquida (Str. 2. 14) bloss die herrliche, die Wunschhalle heisst; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünscheldingen, in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschenswerthen genommen. Dasselbst wird auch (Str. 30) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort val baugar genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Ringe; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter andern Namen vor: Gamban-trinn Wünschelruthe (Skirnif. 32) und Gambansum Wunschtabel (Ägisdr. 8).

²⁾ So erhält Loke erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndluliod Str. 37.

unter den Wurzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, dass ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hangen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Äpfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltet und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schliesst Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterlässt und nicht weiss, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sei nun etwas Schweres zu vollbringen, etwas Seltenes und Kostbares zu holen oder eine grosse Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe sein. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Dass gewöhnlich der Jüngste, anscheinend der am geringsten Begabte den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot (IV, c. 5) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem Skythischen überhaupt Rücksicht zu nehmen ist, mit jenen zusammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchsten Gott erzeugt, sei der erste Mensch in Skythien gewesen und habe drei Söhne hinterlassen. Während diese geherrscht, seien einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweischneidige Streitaxt (σάγαρις) und eine Schale (φιάλη). Als der Älteste der drei Brüder sie aufheben wollte, sei das Gold glühend gewesen, darauf der zweite gekommen, aber auch diesen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewiesen worden, sei der Jüngste hinzugetreten, der das Gold ausgelöscht

gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern diesem allein das Reich überlassen. — Die flache Schale ist wohl ein Bild des Landes selbst, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es sind also die Symbole der Herrschaft über dieses Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweisen wollte. Auch in der *Völuspá* (Str. 7) schneiden ja die Asen selbst bei der Welteinrichtung Gold, bilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthschaften deutet auf einen germanischen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eisens zu Grund liegt, denn dieses kann nur von dem, der Recht hat, dem ganz Schuldlosen, ohne Gefahr angeführt werden. — Die drei Söhne aber sind in den Märcen nichts anders als die Trimurti, in welche sich der höchste Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrschaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitau ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3), der Sohn des Gottes Thuisko, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thridi oder nach der *Völuspá* Odin, Häner und Loder¹⁾), die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihülfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlicher Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen, und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu sein. Es ist derselbe, auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten, oder auch das nordische Flammenschloss der Brun-

¹⁾ Schering in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft 1810 vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass Loder mit Loke eins sei. Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiss, dass Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

hilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg aussagt. Im Norden finden wir Asgard als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt, und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladsheim mit seinen zwölf Sitzen für die Asen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebirge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II, St. 447) dem heidnischen Friesenherzog Radbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläsisvölr, welcher als vorodinisches Paradies betrachtet wird und worin der Acker der Unsterblichkeit (udainsakur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloss sinnlichen Bedeutung von hohen¹⁾.

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch, aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entsetzliche Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, je nachdem sie urtheilt, dass es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, dass die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Ähnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land, wenn die Wolkenpferde der Wahlküren sich schütteln. Sie lässt sich die Haare kämmen (strehlen), das heisst: sie theilt die Sonnen-

¹⁾ S. die Anmerkung zu dem ersten Helgelied S. 37 in unserer Ausgabe. — In Schottland sieht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts), deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. gloss. eddicum II, p. 879 Note. Im Wigalois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut, 4594—4606.

strahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfenjungfrauen sind. Überhaupt ist sie die grosse Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I, S. 6—10) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Nornen, Wahlküren und Parzen¹⁾. In ihnen sind leicht die halbüberirdischen Schwanenjungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuss oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch die Edda sagt von den Wahlküren, dass sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, orlog drygia) sich geseht²⁾, und in dem Wölundslid wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Federgewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Ausdruck für den alten tief-sinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märchen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaffende Schwanen-

¹⁾ Auch die Edda (im ersten Helgelied Str. 3) bedient sich des Ausdrucks: Schicksalsfäden (aurlaug thättir) und goldene Fäden (gullin simar); die Nornen befestigen sie unter dem Mondsaal, d. h. am Himmel.

²⁾ Thráða, desiderio teneri, ist der Ausdruck Völundarquida Str. 3. Thrá valkyrior sagt der dunkle Hrafnagalldr am Eingang.

jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wünschelrad), mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortdauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades (wie es im Wigalois der König besitzt) geführt. Fast immer sind die Goldspinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Lenken, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollux) ist eine aus der Vorzeit übrige Götteridee. Er ist der die Heimath Schützende, seine Geschwister aus der Noth Rettende, immer wohl Leitende und ohne Zweifel mit den Kabiren und Penaten verwandt, die ja auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulemänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologie und eben so beides: gut und wohlwollend oder böse und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloss die Oberwelt, sie heissen auch die Unterirdischen und durchdringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte treibende Lebensgeist.

Überhaupt aber das die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwergwesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Übermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlaueit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistermässige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Körner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublicken: Belebung der

ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princip, die Trimurti, grosse höhere Götter mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleinerer besonderer Gottheiten.

ÜBERSICHT DES INHALTS.

Die epische Mannigfaltigkeit dieser Märchen ist dagegen gross, jedes Einzelne hat seinen besonderen Inhalt, und über die Verwandtschaft und Einstimmung mit andern ist in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch lässt sich das Ganze in gewisse Massen eintheilen und darnach übersehen.

Erstlich wird der Kampf des Guten und Bösen, von dessen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verschlingungen und Wendungen dargestellt; häufig in den kindlichen Verhältnissen der Geschwister. Der Bruder ist in die Gewalt böser Mächte gefallen, die Schwester hört es und sucht ihn nun, durch Wälder und Einöden wandernd, scheut keine Gefahr, vollbringt die schwersten Aufgaben und erlöst ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende als das allein Wahre und Bestehende hervor und besiegt das Böse. Und in wie viel schönen Zügen ist dabei das Menschliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geister werden vergessen und die Arbeit muss von neuem angefangen werden.

Die reinen Geister, indem sie das Gute befördern, begleiten sichtbar den Menschen auf seinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menschen, mit denen die Götter selbst Umgang geflogen, und daran schliessen sich die Märchen von jenen besonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestatteten. Jener kommt schon in einer Glückshaut auf die Welt, ihm schlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht selbst in die Hölle, dem Teufel seine Geheimnisse abzulocken. Den beiden Brüdern wächst das Gold im Schlaf unter dem Kopfkissen, kein Schuss versagt, die Thiere kommen herbeigelaufen, um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen sie. Sneewittchen, Aschen-

puttel und das mit seinem Liebsten Roland entfliehende Mädchen stehen unter einem besonderen Schutze.

In seiner Idee immer dasselbe wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, so dass es äusserlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muss diese schwer abbüssen, doch endlich empfindet sie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die hässliche Gestalt eines Igels, eines Löwen, eines Frosches ab und erscheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Diese Sage, welche auch bei den Indiern einheimisch ist und mit der römischen von Amor und Psyche, der altfranzösischen von Parthenopex und Meliure sichtbar zusammenhängt, deutet die Bannung in das Irdische und die Erlösung durch Liebe an. Stufenweis arbeitet sich das Reine hervor, wird die Entwicklung gestört, so stürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, vor der Erkenntnis in Liebe fällt das Irdische ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, dass diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überlässt, die gute Lehr ezu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gefundene moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine Lehre gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den ersonnenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgekünstelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet worden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen lässt, das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wodurch Fleiss und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Grossvater und Enkel;

dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstossen. Nun muss es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es so schön ausgedrückt, dass vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen lässt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Nelke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und stirbt. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, dass der feste Glaube auch bei einem äussern Missverständnis zur Seligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besonderen Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Überlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; je nachdem sie das eine für das Wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, wäh-

rend die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märcen ist zwar die Übereinstimmung in der Fabel selbst das Überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Riesen an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewusst, aber in sicherem Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sei völlige Übereinstimmung gewesen und nur durch Ausfüllung der Lücken mit Hülfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Übereinstimmung, wie sie sich findet, sei bloss zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als dass an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Grossen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Ineinandergreifen des Nothwendigen der Überlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Dass sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Aslaug, erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, dass das Ganze nur in dem Bewusstsein des Volks vollständig vorhanden war und dasjenige, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück, wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamder, deren Dasein doch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin

gleicht die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr Bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtnis scheint gross, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlicher Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Ausserdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu belustigen. Natürlich, dass bei dieser Vereinigung Sagen herüber und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohalm, Kohle und Bohne machen eine Reise zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibich der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel, sind die Gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunkönig der Sieg der Kleinen über die Grossen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch

durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis von Reinhart Fuchs und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

FESTSTEHENDE CHARAKTERE.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so dass, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird; man könnte sagen, sie liess uns nur vollständige und in Farben ausgemalte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf; vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eckiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Überhaupt aber, je mehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch sein und nach allen äusserlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Scherz seinen Lalenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Grenzen der Poesie, innerhalb welcher sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eigenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnendem Charakter war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dummling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt muss er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Herde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch;

schön wird er im Parcifal der Dummeklare genannt¹⁾. Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der Jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschickt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein ander Mal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstossen, aber jene Erkenntnis erhebt ihn bald über alle anderen. Unterliegt er der Missgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weissgebleichte, hervorgesputzte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der Verachtete, Geringe, der Kleine und nur von Riesen aufgesäugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling. Dieser ist bei seiner Geburt nur so gross als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so dass er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil für sich zu ziehen weiss. Jedermann öffnet er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fort-dauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reich-

¹⁾ Vergl. Altdutsche Wälder I, [S. 1].

thum zu verschaffen weiss, steht zwischen dem Däumling und dem Lalenbürger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Catherlieschen und der klugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewusstsein betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spiess auf Abenteuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Allwissend und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt die Weisheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Bruder Lustig. Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiss nicht, was gut und was böses ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Letzte mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Allmosen ihn anspricht, giebt er seinen letzten Heller, und als dieser im Glauben, einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebrateten Lämmchens und ist ärgerlich, dass der mächtige Apostel nicht mehr Geld zusammen bringt. Als Bärenhäuter dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, endlich muss er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewissermassen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden sein will und wieder ausgestossen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heilige Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient und mit Verachtung ihn verlässt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm giebt sich die reine und, weil sie unverhohlen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken und ungestört das grosse Messer, das alle Schranken zerschneidet, zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fort dauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schiessen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, ihr ungeheures Essen und Verschlingen in den alten Sagen und Liedern ganz ähnlich und in allem Ernst beschrieben.
